

DEN VORHANDENEN WERTEN NEUE HINZUFÜGEN

Ein Beitrag zur derzeitigen Diskussion um die Heimatpflege*

NORBERT GÖTTLER || So glücklich Heimatpfleger sind, dass die jahrelange Verpönung des Heimatbegriffs nachlässt, so misstrauisch sollte man auch jedem neuen „Hype“, jeder neuen Ideologisierung gegenüber sein. Immer wieder wurde der Heimatgedanke vergessen und wieder entdeckt. Moden kommen und gehen und ersetzen nicht eine gesunde Gelassenheit und eine gelebte Nüchternheit in der Heimatpflege.

HISTORISCHE IDENTITÄT UND ZUKUNFTSVERANTWORTUNG

Totgesagte leben länger. Was in den 1970er- und 1980er-Jahren schier undenkbar war, ist eingetreten. Der Heimatbegriff erlebt eine Renaissance. Rock- und Folkgruppen integrieren Elemente der bayerischen Volksmusik, junge Dichter rezitieren auf Poetry Slams Mundartgedichte, Filmemacher wie Edgar Reitz und Marcus H. Rosenmüller erfinden den neuen Heimatfilm, und mit der Habilitationsschrift von Karen Joisten „Philosophie der Heimat, Heimat der Philosophie“¹ (2003) hat sich auch die Wissenschaft dem Heimatbegriff zugewandt. Parteien beschäftigen sich in ihren Fachtagungen mit dem Heimatbegriff, im April 2012 widmeten ihm „Der Spiegel“ seine Titelseite, die Sender „Phoenix“ und „Bayerisches Fernsehen“² ganze Nachmittage und Abende. Verena Schmitt-Roschmanns Buchtitel von 2007 „Heimat – Neuentdeckung eines verpönten Gefühls“³ weist darauf hin, dass aus einem anrühigen, weil politisch und gesellschaftlich missbrauchtem Begriff, in Zeiten der Globalisierung wieder ein arbeitsfähiges Konzept geworden ist.

Das Konzept Heimat – oft als Utopie, als Mythos, als Konstrukt, als moderne Imagination geschmäht – es scheint überlebensfähig, weil

erstaunlich wandelbar, anpassungsfähig und flexibel. Diese Wandelbarkeit treibt auch merkwürdige Blüten, was traditionell geprägte Volksmusikanten, Trachtenfreunde und Brauchtumpfleger bisweilen in Harnisch bringt.

Was aber bedeutet der Heimatbegriff heute? Was macht seine Relevanz für heute aus?

„Wie von einem bösem Zauber, einer abgrundtiefen Depression scheint das nordböhmische Grenzland gefangen zu sein, während an den Ausfallstraßen grell geschminkte Kindfrauen mit leeren Augen ihre trostlosen Dienste anbieten. Unendlich weit zurück liegt plötzlich die Weltläufigkeit Karlsbads, der heitere Charme Marienbads. Eine beklemmende Fahrt hinaus zum Kloster Tepl, das seine berühmte Bibliothek nur in Fragmenten durch jene Zeiten retten konnte, als in seinen Mauern tschechische Volksarmisten kaserniert waren, während die Prämonstratenser-Patres in mährischen Arbeitslagern krepitierten. Wenig später dann nur mehr verlassene Gehöfte, Schutthalden, Kirchenskelette. Tristesse einer entseelten Landschaft ...“

Was sollen diese traurigen Zeilen meines Reisetagebuchs von 1995 in einem Grundsatzartikel wie diesem, so könnte man fragen. Nirgends wurde mir persönlich bewusster, wie sehr man einer Landschaft und ihren Bewohnern die

Seele rauben kann, als in dieser deutsch-tschechischen Grenzregion, nur wenige Autostunden von uns entfernt. Nicht in den ärmlichen Regionen Südeuropas und Nordafrikas, wo man immer wieder von Gastfreundlichkeit und überschäumenden Festen überrascht wird. Nicht auf den Hochfeldern des israelischen Golangebirges, wo die Menschen unter dem Höllenlärm der Armeeflugzeuge beharrlich in Weinbergen und Obstplantagen arbeiten. Nicht einmal in der Bronx New Yorks, wo sich am Sonntag Buben und Mädchen farbenprächtig für den baptistischen Gottesdienst ausstaffieren.

Die schöpferische Kraft des kulturellen Schaffens ist stets gefährdet, fragil, sie kann jederzeit abhanden gehen. Sie kann in einer Armut- aber auch in einer Wohlstandsgesellschaft versiegen. Kultur ist nicht in erster Linie Ausdruck des Reichtums einer Region, sie ist Ausdruck der Lebensfreude und der inneren Identität ihrer Bewohner. Sie kann hunderterlei Gestalt annehmen.

Natürlich, sie manifestiert sich in allen Künsten und Handwerken, Wissenschaften und Wirtschaftsformen, aber auch in der Weise, mit welcher Liebe und Kreativität Häuser gebaut und saniert, Gärten und Landschaften gepflegt, Kinder erzogen und Feste gefeiert werden. Die Lebensqualität unseres Landes hängt von einer solchen „Kultur des Alltags“ ab. In diesem Sinn ist jeder, wirklich jeder, Träger von Kultur und Heimatpflege.

Leben wird zwar in der Rückschau verstanden, aber nach vorne gelebt. Das Bewahren von Kulturgütern und historischer Identität ist kein Selbstzweck, sondern ist gegenwärtiger und – vor allem auch – zukünftiger Lebensqualität verpflichtet. Deshalb muss Heimatpflege nicht nur geschichtsorientiert, sondern auch zukunftsorientiert agieren. Sie darf sich drängenden Fragen neuer Heimatbedrohungen z. B. durch Zersiedelung, unpassenden Bauformen, Fluglärm, unkontrolliertem Straßenbau, mangelnder sozialer Integration oder falschen Geschichtsbildern nicht entziehen. In der entsprechenden Handreichung der Bayerischen Staatsregierung steht deshalb zu Recht⁴: „Die Heimatpfleger werden gebeten, auch in Zukunft dazu beizutragen, unsere Heimat vor Verlusten zu bewahren – und den vorhandenen Werten neue hinzuzufügen.“

HEIMAT – BEGEHREN IN DER FREMDE?

Wenn unser heutiger Heimatbegriff für viele Menschen mit einer romantisch-nostalgischen Note verbunden ist, so ist das ein eher neuzeitliches Gefühl. Die harten Lebensbedingungen, in der die meisten unserer Vorfahren lebten, ließen solche Emotionen kaum zu. Heimat, das war zuerst ein nüchterner Begriff der existenziellen Grundversorgung. Das historische „Heimatrecht“ beschrieb die Zugehörigkeit einer Person zu einer bestimmten Gemeinde und damit den Anspruch auf ungestörten Aufenthalt und auf Armenpflege im Falle der Not.

Im Wörterbuch der Gebrüder Grimm von 1877 wird Heimat als „Landstrich, wo man bleibendes Aufenthaltsrecht hat“ definiert. In Bayern, so fügten die beiden Hessen Jacob und Wilhelm Grimm lexikalisch hinzu, „wird auch das elterliche Haus und dessen Besitzthum Heimat genannt“. Das „Hoamatl“, wie es heute noch im bäuerlichen Bereich liebevoll charakterisiert wird.⁵

Das Prozedere um das Heimatrecht war weniger liebevoll. Es wurde nicht kostenlos verliehen, musste hart und teuer erworben und durch eine amtliche Urkunde bestätigt werden. Wer sich das nicht leisten konnte, war in vielen Fällen Gemeindeglieder zweiter Klasse, durfte z. B. keine Familie gründen, kein eigenes Gewerbe ausüben und nicht zur Wahl gehen, auch wenn er seit Generationen im Dorf lebte. Von Romantik also keine Spur! Erst im späten 19. Jahrhundert wurde das Prinzip des Heimatrechts durch das Recht auf Freizügigkeit und durch das Sozialstaatsprinzip abgelöst.

Übrigens war bereits das Heimatrecht seinerzeit ein sozialer Fortschritt, denn zu Zeiten des unregelmäßigen Feudalismus konnte der Grundherr seine Hintersassen jederzeit „abstiften“, also von Haus, Hof und Dorf in die bitterste Armut jagen. Viele Städte und Märkte haben heute noch Viertel mit dem Namen „Im Elend“. Dort hausten die Fremden und Reisenden, die „Verganteten“ und „Stiften Gegangenen“.

Kriege und Hungersnöte haben Menschen zu allen Zeiten bewogen, ihre angestammten Siedlungsplätze zu verlassen. Der medizinische und hygienische Fortschritt des 19. Jahrhunderts tat sein Übriges. Die Bevölkerungszahlen schossen in die Höhe und generierten in vielen

Regionen ein ländliches Proletariat. Der vererbte Hof ernährte nur eine Familie und das Gesinde, die so genannten „Ehalten“. Um nicht zuhause verhungern oder in ärmlichsten Verhältnissen leben zu müssen, blieb vielen nachgeborenen Bauern- und Handwerkerkindern oftmals nur die Möglichkeit, in die Fremde zu gehen: in ein Kloster, in das Fabrikgetto der Frühindustrie oder – auf dem fensterlosen Zwischendeck eines „Seelenverkäufers“ – in die Ungewissheit und Sprachlosigkeit der Auswanderung z. B. nach Amerika.

Lernt man erst in der Fremde das Eigene kennen und schätzen? Ist das „stärkste Heimatgefühl das Heimweh des Fortgegangenen“, wie es der Schriftsteller Bernhard Schlink in seinem Essay „Heimat als Utopie“⁶ formulierte? Auf jeden Fall wird aus dem Weggehenden in besonderer Weise ein Heimatbezogener. Dem alten Dorf, der alten Landschaft wird nachgetrauert, die alte Heimat oft genug idealisiert. Es gibt kulturgeschichtliche Theorien, wonach sich ein emotionaler Heimatbegriff erst in Zeiten der großen Bevölkerungsbewegungen des 19. Jahrhunderts entwickelte. „Heimat ist ein Begehren des Nomaden“, so formuliert etwa Bernd Hüppauf⁷. „Wer sie nicht besitzt, empfindet diese Leere als quälend und entwickelt eine Sehnsucht nach dem Fehlenden.“

1818, nach dem Verkauf der hoch verschuldeten Güter seiner schlesischen Familie, beklagt etwa Freiherr von Eichendorf seinen zeitlichen nie überwundenen Heimatverlust: „Aus der Heimath hinter den Blitzen roth,/ da kommen die Wolken her,/ aber Vater und Mutter sind lange todt,/ es kennt mich dort keiner mehr.“

Während unter dem Eindruck der Frühindustrialisierung die alten bäuerlichen und ständischen Strukturen zusammenbrechen, schreibt man romantische Gedichte auf die Heimat. Während 1844 in Schlesien der Weberaufstand tobt, macht die Romantik den Heimatbegriff endgültig zum abendländischen Mythos. Zu dieser Zeit war der Heimatbegriff immer noch ein topographischer. Jeder, der ihn im Munde führt, meint ein bestimmtes Dorf, eine bestimmte Landschaft. „Die heimatliche Natur ergreift mich umso mächtiger, je mehr ich sie studiere“, sinniert Hölderlin.

Heimatgefühle waren vielfach naturromantische Gefühle. Großstädte wurden in der frühen Heimatliteratur kaum besungen, geschweige denn eine Industriesiedlung. Empfund man dort kein Heimatgefühl? Konnte hier keine Heimatromantik reifen? Heimat bezog sich auch später meist auf den Ort der frühesten Sozialisationserlebnisse. Jugendbewegung und Wandervogel, Heimatpflege und Naturschutz gaben dem Gedanken des naturnahen Bewahrens ein politisches und organisatorisches Gepräge.

So unpolitisch man sich präsentierte, die Heimatbewegung hatte stets politische Absichten und Wirkungen. Schon in der Gründerzeit stellte sich der Heimatgedanke in den Dienst des Nationalstaates. Die Chefideologen des Dritten Reiches pervertierten und überhöhten mit ihrer „Blut-und-Boden-Tümelei“ lediglich das, was längst angelegt war.

Heimatfilm und Heimatroman der Nachkriegszeit haben in ihrem seichten Klischeé den wirklichen Blick auf das, was Heimat sein kann, eher verstellt als gefördert. So verwundert es nicht, dass der Heimatbegriff als zutiefst befrachteter, ideologischer und in der Folge verpönte Begriff die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts erreichte.

HEIMAT – NEUENTDECKUNG EINES VERPÖNTEN GEFÜHLS

Eine der häufigsten Fragen, die dem Heimatpfleger gestellt werden ist: Was ist das eigentlich: Heimat? Was verstehen Sie persönlich darunter? Es ist oft und zu Recht festgestellt worden, dass eine allgemein anerkannte und gelebte Definition von Heimat zumindest in westlichen Industrieländern nicht mehr zu verallgemeinern ist. Die Segmentierung der Gesellschaften bedeutet auch, dass wir mit einer Pluralität von Heimatvorstellungen leben müssen und dürfen. In der Tat „dürfen“ – denn ich empfinde diese Situation zwar auch als Herausforderung, vor allem aber als Bereicherung. Überspitzt gesagt: Wir leben in der glücklichen Situation, nicht mehr genau zu wissen, was Heimat ist.

Wir können uns dem modernen Heimbegriff weniger durch Definitionen, als durch Gegensatzpaare nähern. Vier solcher Spannungsbögen möchte ich im Folgenden näher erläutern:

Heimat zwischen regionaler Verortung und globaler Vernetzung

Die Erinnerung an Familienstrukturen, an Orte und Landschaften der Kindheit, ist immer noch immens prägend – positiv wie negativ. Sinnliche Erfahrungen wie Bilder, Gesichter, Personen, Räume, Gerüche, Töne und Dialekte bestimmen bewusst oder unbewusst unser weiteres Leben. „Die Bindung an bestimmte Orte schafft existenzielle Sicherheit, Orientierung und Handlungssicherheit, sie bringt Kontinuität und Identifikation und ist eine wichtige Stütze für die eigene Identität“, so formuliert es der Leipziger Umweltpsychologe Urs Fuhrer⁸. Heimat, ursprünglich der „umfriedete Raum“, also Besitz, Haus und Hof wird so zu einem Raum von Überschaubarkeit, Unverwechselbarkeit, Identität, Geborgenheit und Vertrautheit. Räume dieser Art drücken sich in einem bestimmten Lebensstil, in Bauweise, Wohnkultur, Brauchtum, Musik und Festkultur aus. Heimat ist Nahwelt, die verständlich, durchschaubar und formbar ist, ethologisch, also verhaltensbiologisch vielleicht ableitbar vom „Revier“, vom „Territorium“, vom „Habitat“ der Tierwelt.

Es besteht kein Zweifel, dass es auch in industriegesellschaftlichen, globalisierten Zusammenhängen solche Lebensräume gibt. Dass sie besonders lebenswert und damit auch im Sinne von Heimat- und Denkmalpflege schützenswert sind. Dass es viele Menschen gibt, die zeit- und lebenslang ihre Lebensfreude und ihre Identität aus solchen traditionell stabil gebliebenen Milieus schöpfen.

Es besteht aber ebenso wenig Zweifel, dass ein erheblicher Teil unserer Gesellschaft nicht mehr in solch glücklichen Umständen leben kann. Nach 1945 durch die Umstände der Vertreibung, seither durch die Notwendigkeit einer permanent mobilen Industriegesellschaft sieht sich die Mehrheit unserer Bevölkerung gezwungen, sich eventuell sogar mehrfach im Leben neue Heimaten zu schaffen, fern der Orte von Geburt, Kindheit und Jugend. Bei ihnen hat sich der Heimatbegriff von einem topographischen zu einem seelisch-emotionalen Bedürfnis verändert.

Neuen Heimaten? Kann es diesen Plural überhaupt geben? Mehrere anerkannte Wörterbücher verneinen das. Semantisch haben sie

wohl Recht, sachlich hingegen nicht. Die Erfahrung vieler, die sich neue Heimaten geschaffen haben, spricht dagegen. „Ubi bene, ibi patria“ sagt Cicero, und zitiert damit bereits ein Wort des 400 Jahre älteren Aristophanes: „Wo es einem gut geht, da ist sein Vaterland!“ Ähnlich drückt es der Philosoph Karl Jaspers im 20. Jahrhundert aus: „Heimat ist da, wo ich verstehe und wo ich verstanden werde“.

Das ist das Ende des topographischen Heimatbegriffs. Heimat wird zur Utopie – zum „u-topos“, zum „Nicht-Ort“. Bernhard Schlink schiebt den ortsgebundenen Heimatbegriff ausdrücklich beiseite und betrachtet Heimat als imaginären Ort der Sehnsucht. Könnte es sein, dass auch die digitale Suche nach Heimat in Twitter und Facebook, Chat-Room-Geflüster und Cyber-Sex eine solche Form der „u-topischen“ Heimatsuche ist?

Regionale und historische Heimatsuche hingegen ist konkret gelebtes Leben und damit das Gegenkonzept einer medial manipulierten „second-hand-Identität“. Sich eine konkrete, neue Heimat schaffen, das assoziiert ein aktives Tun. Sich mit den historischen Wurzeln dieser neuen Heimat beschäftigen, ihre Kostbarkeiten kennenlernen und pflegen, Verantwortung übernehmen. Es ist zu beobachten, dass es oftmals zweite oder dritte Heimaten sind, in der sich viele Heimatpfleger und Heimatforscher engagieren.

„In der Spannung zwischen Enge und Weite, zwischen ruhigem Verweilen im schützenden Bereich der Heimat und mutigem Ausgreifen in die Ferne, zwischen Beharren in der Tradition und Willen zum Fortschritt, bald mehr zur einen, bald mehr zur anderen Seite sich neigend, verläuft das menschliche Leben.“ So formuliert es Otto Friedrich Bollnow⁹. Wenn man vom erzwungenen Verlassen der Heimat absieht, sind „Gehen“ und „Bleiben“ menschliche Existenziale, die in jedem von uns stecken. Jeder Mensch hat nach Karen Joisten eine „heimhafte“ und eine „weghafte“ Seite.

Diese bipolare Erfahrung wird schon im Buch Genesis der Bibel thematisiert. Adam wird gesagt: „Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und bewache“ (Genesis 2,15). Bewachen. Also bleiben. Sesshaft bleiben. Nur wenige Kapitel später hingegen hört Abraham: „Ziehe fort aus

deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus, in das Land, das ich dir zeigen werde.“ (Genesis 12,1)

Jeder von uns hat eine adamitische und eine abrahamitische Seite. Die biblische Antinomie warnt uns davor, einseitige Menschenbilder aufzustellen. Menschen, die mehr dem „Heimhaften“, Traditionellen, Konservativen zuneigen, haben ihre Stärken im Ordnen, Schützen, Verantwortung übernehmen, Traditionen weitergeben. Diese Stärken können aber zu Traditionalismus und Intoleranz verhärten.

Eher „weghafte“, kosmopolitische, progressive Menschen sind geprägt durch Offenheit, Innovation und Neugierde. Ihre Verhärtungsgefahr besteht in Rastlosigkeit, Leere, Heimat- und Orientierungslosigkeit. Ich will kein Idyll zeichnen. Der „heimhafte“ wie der „weghafte“ Heimatbegriff, sie können beide glücken wie scheitern. Man kann mit seiner Lebensleistung versuchen, die Balance zwischen diesen beiden Polen zu wagen, die Gegensätze zu integrieren. Man kann aber auch auf zwei Seiten vom Pferd fallen.

Heimat als heilendes und als kränkendes Phänomen

Ich kenne Polizisten, die nicht in Uniform in ein Lokal gehen können, aus Angst, von einem missgünstigen Koch vergiftet zu werden. Ich kenne Menschen, die nicht in einem Hotelbett schlafen können, aus Angst, von den Bazillen des Vorgängers angesteckt zu werden. Extremfälle – sagt man. Menschen, denen etwas fehlt – Urvertrauen. Ohne Urvertrauen lebt es sich schwer. Aber wie gewinnt man Urvertrauen? Manche Biologen machen allein den körpereigenen Botenstoff Oxytocin dafür verantwortlich. Wird er in genügendem Maß ausgeschüttet, macht er uns ausgeglichen und vertrauensselig, so beim Stillen, beim Streicheln, beim Sex. Fehlt er, wächst das Misstrauen, die Distanz.

Bei aller Bedeutung von Neurologie und Genetik, vermutlich ist die Wirklichkeit doch etwas komplexer: Urvertrauen wächst auch in frühkindlichen Erfahrungen, im Erleben von Familie, Partnerschaft und – Heimat. Heimat kann Urvertrauen generieren, Heimatlosigkeit nicht. Heimatlosigkeit als psychische Kränkung ist mehrfach beschrieben worden¹⁰. So schreibt

C. G. Jung über einen amerikanischen Patienten¹¹: „Er war körperlich in Zürich, träumte aber selten von Europa, immer von Amerika. Er ist also nicht wirklich hier, sondern sieht alles durch die Brille von New York oder Boston. Erst nach einer Weile kommt ein Koffer nach dem anderen aus Amerika. Manche seiner Koffer aber kommen nie an.“

Manche Koffer kommen nie an. Jeder, der seine Heimat unfreiwillig verlassen musste, weiß um diese Tragik – aber auch viele Menschen, die aus wirtschaftlichen Gründen ihre Heimat verließen.

Dem Schmerz des Heimatverlustes folgt oft die Verdrängung. So kann der Schmerz von Migranten so groß werden, dass sie alles Vergangene abschütteln und ihren Kindern verbieten, ihre Muttersprache weiterzupflegen. Oder dass sie in ihrem Lebensstil deutscher als die Deutschen, amerikanischer als die Amerikaner werden. Aber auch die ungebrochene Kontinuität von Heimat ist noch keine Garantie für seelische Gesundheit.

Das Konzept Heimat kann auch in dieser Beziehung glücken oder scheitern. Heimat kann seelisch gesunde oder seelisch kranke Menschen hervorbringen, kann heilen oder kränken. Wann macht Heimat gesund? Wann krank? Das dauerhafte Fehlen einer Sicherheit bietenden Umgebung ist in den meisten Fällen kränkend und schädigend. Zu engherzige Familien, Clans und Dorfgemeinschaften können aber den gleichen Schaden anrichten. Sie zwingen dem einzelnen Mitglied ungeliebte Normen auf, entziehen ihm bei abweichendem Verhalten Schutz und Empathie. Sie neigen dazu, Andersdenkende und Anderslebende radikal auszuschließen. Die Literatur- und Filmgeschichte ist voll von Berichten Ausgestoßener und Diskriminierter, man denke nur an die Werke von Lena Christ und Oskar Maria Graf. Wenn eine vermeintliche Heimat aber zum disziplinarischen Damoklesschwert wird, hat sie jegliche Berechtigung und Schutzwürdigkeit verloren. Gott sei Dank gibt es auch genügend Gegenbeispiele. Beispiele für glückende Heimerfahrungen, die Urvertrauen und Lebensfähigkeit stärken. Was ist die Basis für ein heilsames, menschenfreundliches Heimatbild? Ich persönlich finde folgende Kriterien plausibel und stelle sie zur Diskussion:

Den Blick für Maßstäbe bewahren

Heimat- und Traditionsbewusstsein sind hohe Tugenden, müssen sich – meiner Meinung nach – aber höheren Tugenden wie Toleranz, Menschenfreundlichkeit, Gewaltlosigkeit und Gastfreundschaft unterordnen. Wird diese Wertehierarchie missachtet, kommt es im besten Fall zu peinlichen, im schlimmsten Fall zu kriminellen Exzessen. Alle Formen der Heimatliebe und Heimatpflege sollten sich den Werten der Humanität und Aufklärung unterordnen.

Auch das Fremde integrieren und es als Bereicherung verstehen

Das Fremde und die Heimat gehören untrennbar zusammen. Nur durch das Erlebnis des Fremden wird Heimat zur Heimat. Das prasselnde Kaminfeuer ist nur dann gemütlich, wenn es draußen kalt ist. Oder, um mit Karl Valentin zu sprechen: „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“. Liebe zur eigenen Heimat darf sich nicht nach dem fragwürdigen Motto „Mia san mia“ aus der Herabwürdigung fremder Heimaterfahrungen speisen.

Die eigene Fremdheit wahrnehmen

Und wenn die eigenen Vorfahren Jahrhunderte an einem Ort gewohnt haben: Zur Vertrautheit mit einem Stück Heimat gehört bei vielen auch ein Stück nie zu überwindender Fremdheit. Diese Ambivalenz ist nichts Negatives, sondern Ausdruck unserer Fortschrittstfähigkeit. Jeder von uns ist ein Stück mehr, als ihm die eigene Heimat geben konnte. Fremdheitsgefühle im Diesseits kann auch Ausdruck religiöser Zukunfts- und Paradieseshoffnung sein. Der 119. Psalm bringt dies zum Ausdruck, und davon abgeleitet Paul Gerhards bekanntes reformatorisches Kirchenlied „Wir sind nur Gast auf Erden, und wandern ohne Ruh, mit mancherlei Beschwerden der ew'gen Heimat zu“. Der Lyriker Georg Trakl formuliert in einer Gedichtstrophe: „Die Seele ist ein Fremdes auf Erden.“

Klischees, Ressentiments und „Tümelei“ vermeiden

Das Volk ist nicht „tümlich“, schreibt Bert Brecht. Heimatpflege sollte es auch nicht sein. Ein „tümelndes Klischeé“ ist eine milde Form der Lebenslüge und bietet keine tragfähige Basis für ein gesundes Heimatbild. Aus unreflek-

tierten, unhistorischen Klischeés und falschen Selbstbildern erwachsen im Nu Ressentiments anderen gegenüber.

Die eigene Heimat nicht überfordern

Keine Ehe und Partnerschaft kann alle Bedürfnisse des anderen erfüllen, keine Heimatgemeinde alle Bedürfnisse ihrer Bewohner. Mit einem zärtlichen, zumindest nüchtern-humvollen Blick kann man sich auch mit den Schwächen der je eigenen Heimat versöhnen. Ja, man kann auch mit ihren schweren Verwerfungen, Brüchen und Schatten leben lernen, die sich unter Umständen im Laufe der Geschichte angesammelt haben. Ein realistischer Blick auf die Sozialgeschichte und Zeitgeschichte unserer Region ist allemal überzeugender, als den verlogenen Mythos der „guten alten Zeit“ zu pflegen.

Heimat muss in der Krise funktionieren

Feste, gelebtes Brauchtum und gemeinsame Musikerlebnisse sind wunderbare Einrichtungen. Aber sie sind noch nicht die Nagelprobe für funktionierende Heimat. Erst in der Krise, – scheiternde Beziehungen, strauchelnde Kinder, Krankheit und Arbeitslosigkeit, – erweist sich, ob der jeweilige „Lebensraum Heimat“ stützend oder ausschließend, heilend oder diskriminierend reagiert.

Heimat zwischen Freiwilligkeit und Beliebigkeit

„Land, Land meiner Herkunft [...], ich flehe dich an, wie ein Kind voller Tränen seine Mutter [...] Ich möchte nun an deinem Herzen schlafen“. Obwohl wir in Deutschland vom Vaterland sprechen, erweist sich, wie in dieser Gedichtzeile von Pablo Neruda, „die“ Heimat als ein Mutter-Archtyp. Terra Patria, Muttersprache, Alma Mater. Oder, wie Hölderlin in seinem Gedicht „Die Heimat“ formuliert: „... der Mutter Haus und liebender Geschwister Umarmungen“. Kann man sich einer Mutter entziehen, ohne Schaden zu nehmen? Zu Zeiten, als man ohne „Heimatrecht“ mehr oder weniger recht- und schutzlos war, sicher nicht. Auch nicht zu Zeiten unserer Großeltern, als sich die topographische Heimat für die Allermeisten auf wenige Dörfer, Stadtviertel oder Landstriche bezog.

Heute ist Heimat eine Frage der freiwilligen Entscheidung. Man kann sich bewusst mit Ge-

schichte, Baukultur, Brauchtum, Sprache und Kunst einer Region auseinandersetzen, oder man kann es eben bewusst nicht tun. Man kann die Nachbarschaft von Menschen suchen – inklusive ihrer möglichen Sozialkontrolle – oder sie meiden, verbunden mit der Gefahr der Vereinsamung.

Diese Wahlmöglichkeit ist ein begrüßenswerter Zugewinn an Autarkie und Selbstbestimmung des Einzelnen. Aber auch verbunden mit einem zwingenden Maß an persönlicher Entscheidung – denn beides gleichzeitig ist leider selten erreichbar: Freiheit und Nähe, Grenzenlosigkeit und Bindung.

Heimat zwischen Bewahren und Erneuern, zwischen Affirmation und Gesellschaftskritik

Heimatliches Leben findet nicht in Büchern und Gehirnen statt, sondern in konkreten Familien und Vereinen, Dörfern und Städten, Gruppen und Szenen. Dass Natur und Umwelt des besonderen Schutzes bedürfen, ist heute, bei allen Sündenfällen, allgemein anerkannt. Der Schutz von historischen Gebäuden und Ensembles löst oft schon weitaus kontroversere Diskussionen aus. Während man in fremden Ländern selbstverständlich denkmalgeschützte Objekte als Reiseziel erwartet, hapert's zuhause oft an Verständnis und Engagement.

Dabei hat der Gedanke des Denkmalschutzes eine lange und, zumal in Bayern, königliche Geschichte. Dass das bauliche Erbe eines Volkes geschützt werden muss, ist eine Grundüberzeugung der Romantik des frühen 19. Jahrhunderts. In Bayern war es König Ludwig I., der diesen Bestrebungen zum Durchbruch verhalf. Nach französischem Vorbild schuf er 1835 das Amt des „Generalinspektors der plastischen Denkmäler des Mittelalters“. Bald schon wurde diese Stelle dann selbstständige Behörde zur Pflege aller Denkmäler Bayerns, 1908 „Landesamt für Denkmalpflege“ genannt. Nach und nach erfuhr die Arbeit dieser Behörde eine territoriale und inhaltliche Ausdehnung, auch auf die archäologische Denkmalpflege hin.

Mehr noch als die Denkmalpfleger, die ihre Schwerpunkte in Einzelobjekten und Ensembles sehen, dürfen und müssen sich Heimatpfleger zu Themen wie Ortsbildgestaltung, Städtebau und Landschaftsarchitektur Gedanken machen.

Gebäude und Ensembles prägen unsere Kulturlandschaft ebenso wie Wälder und Berge, Felder und Seen. Die Verfassung des Freistaates Bayern bestimmt in Artikel 141, dass die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur, sowie die Landschaft öffentlichen Schutz und Pflege des Staates, der Gemeinden und der Körperschaften des öffentlichen Rechts genießen. Nach Artikel 83 der Verfassung sind die örtliche Kulturpflege und die Erhaltung ortsgeschichtlicher Denkmäler und Bauten Angelegenheit der Gemeinden. Ob denkmalgeschützt oder nicht, ob Jahrhunderte alt oder brandneu – wie sich Bauten in ihre Umgebung einpassen, ist nicht allein Sache des persönlichen Geschmacks, sondern eine kulturelle Gemeinschaftsaufgabe. Dabei will Heimatpflege nicht museale Sterilität erzeugen, sondern ein lebendiges, regional geprägtes Wohn- und Lebensgefühl.

Die Überlegung, dass auch immaterielle Erbstücke wie Bräuche, Dialekt, Volksmusik und Geschichtsschreibung in einer zunehmend industrialisierten Gesellschaft Aufmerksamkeit und Schutz bedürfen, reifte erst nach und nach. Auf eine Initiative von König Max II. schuf Wilhelm Heinrich Riehl das Sammelwerk „Bavaria“ (1860-1868). Um 1900 wurde das Wort „Heimat“ zu einem kulturpolitischen Begriff, zu einer Bewegung.

Die so genannte „Heimatschutzbewegung“, die auch den Naturschutz beinhaltete, wurde ausgelöst von der Beobachtung, dass dem beginnenden Industriezeitalter viele historische, volkkundliche und ökologische Werte zum Opfer fielen und des Schutzes bedurften. Sie wurde von Politikern, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Künstlern, aber auch von Lehrern, Pfarrern und – vereinzelt – Bauern, getragen.

Bereits ab 1850 waren im ganzen Land zahlreiche Heimatvereine und Heimatmuseen entstanden, 1894 wurde in Würzburg der „Verein für bayerische Volkskunde und Heimatpflege“ gegründet, 1902 dann der „Verein für Volkskunst und Volkskunde“, der ab 1945 „Landesverein für Heimatpflege“ hieß. Seine Zeitschrift „Volkskunst und Volkskunde“ wurde später in „Bayerischer Heimatschutz“, dann in „Schönere Heimat“ umbenannt. Eine enge Zusammenarbeit fand von Anfang an mit dem Landesamt für

Denkmalpflege und dem Bayerischen Nationalmuseum statt. „Immer mehr verwüstet im Zeitalter der Maschine die Herrschsucht der Industrie, was dem Einzelnen seit den Tagen der Kindheit traut und heimisch, was dem deutschen Volke die Grundlage seiner Stärke war“. So steht es in der ersten Mitteilung des Vereins.

Federführend für diese Gründung waren Ernst Rudorff und der Architekt und Kunsthistoriker Paul Schultze-Naumburg. Kulturpessimismus, Nostalgie und Ablehnung vieler moderner gesellschaftlicher und künstlerischer Ausdrucksformen standen also an der Wiege des organisierten Heimatschutzes Pate. Diese Haltung radikalisierte sich, als sich ab Mitte 1920 Schultze-Naumburg immer mehr dem aufkommenden Nationalsozialismus zuwandte. Hitler, Goebbels und Himmler waren mehrfach Gast in seinem Haus in Saaleck, ab 1929 entstand dort der „Saalecker Kreis“, ein nationalsozialistischer, kulturpolitischer Gesprächskreis. Seine radikale Abwendung von der internationalen Moderne führte Schultze-Naumburg zu einem kulturell begründeten Rassismus. Folgerichtig wurde er schon früh NSDAP-Mitglied, führender NS-Kulturpolitiker und bis 1945 Reichstagsabgeordneter. Unter seinem Einfluss ließ sich ein Teil der Heimatschutzbewegung bereitwillig gleichschalten.¹²

Nach dem Krieg wurde der Landesverein bereits 1945 wieder gegründet und 1949 ein „Bayerischer Heimattag“ organisiert. Man bemühte sich, die Themen der Heimatpflege, der Volkskunde und der Brauchtumsarbeit aus dem Dunstkreis reaktionären Gedankenguts zu befreien. Eine ausgesprochene Vergangenheitsbewältigung fand nicht statt. Man dachte, nahtlos an die Tradition vor 1933 anknüpfen zu können. Das Wort Heimat hatte zwar seine Unschuld, jedoch nicht seine Existenzberechtigung verloren. Ein ausgewogener Weg zwischen Bewahren und Erneuern, zwischen Affirmation und Gesellschaftskritik, den viele ehrenamtliche und hauptberufliche Heimatforscher und -pfleger vertreten, hat seither zu einer zunehmenden Akzeptanz in der Bevölkerung geführt. Das zeigt sich auch in vielen Bürgerinitiativen, die sich gegen die mannigfaltigen Gefährdungen von Umwelt und Kultur wenden und sich dabei explizit auf den Heimatbegriff berufen.

KONKRETE ANREGUNGEN FÜR EINE ZEITGEMÄSSE HEIMATPFLEGE

Die Parallelen zwischen den Ursprüngen der Heimatschutzbewegung im 19. Jahrhundert und heute liegen auf der Hand. Damals wie heute gibt es wirtschaftliche und gesellschaftliche Umbrüche, die viel Traditionelles gefährden und in Frage stellen. Damals wie heute wirbeln Mobilität und Wertewandel gewachsene Strukturen durcheinander.

Vielleicht befinden wir uns heute in einer globalisierten, digitalen Gründerzeit? Vielleicht ist es kein Zufall, dass in diesen Zeiten die Heimatpflege zwar auch Verluste zu beklagen hat, dass ihr aber in besonderem Maß auch neue Fragestellungen zuwachsen: Gehen wir bald in einem diffusen Stadt-Land-Kontinuum unter, wie die Soziologen es befürchten? Hat die Moderne die innovative Kraft zur Schönheit verloren? Können wir uns überhaupt noch auf Konzepte der Schönheit verständigen? Welches materielle und immaterielle Erbe geben wir den nächsten Generationen weiter? Auf welche weltanschauliche Basis können sich Brauchtum und Volkskunst stützen, wenn sich – zumindest in weiten Teilen der westlichen Welt – die alten religiösen Grundlagen verflüchtigen? Nur wenn auch solche Fragen angestoßen werden, dann macht Heimatpflege als Pflege des kollektiven Gedächtnisses noch einen Sinn. Für den Alltag eines Heimatpflegers könnten sich folgende konkrete Herausforderungen ergeben:

Sich in den Dienst des konkreten, heutigen Menschen stellen

In dem Maß, in dem sich die traditionellen Milieus der Gesellschaft auflösen, kommt dem Bereich der Heimatpflege, des Denkmalschutzes und der Museumsarbeit eine integrierende Funktion in den Dörfern und Städten zu. Heimatpflege stärkt die Identität der Menschen, unterstützt aber auch die Vielfalt der Identitäten. Alteingesessene, Heimatvertriebene, Zugezogene, aber auch Menschen mit Migrationshintergrund entwickeln unterschiedliche Identitäten, die es zu berücksichtigen gilt. Generell wird auch eine auf Bayern konzentrierte Heimatpflege immer mehr in ihren europäischen Kontext zu setzen sein. Ein Heimatbegriff, der ausschließt, muss der Vergangenheit angehören.

Politisch denken, aber überparteilich wirken

Dem Heimatpfleger kommt immer mehr eine Scharnierfunktion zwischen Bürgern und Behörden zu. Er muss die Fragen von engagierten Bürgern aufgreifen, und sie – fast wie ein Ombudsmann – mit den wenig durchschaubaren Strukturen des Verwaltungsapparates verzahnen. Ein gutes Verhältnis zu Behördenvertretern und Politikern ist Voraussetzung für diese Arbeit. Dennoch ist der Heimatpfleger nicht Ausführungsorgan der Politik, sondern eigenverantwortlicher Partner.

Konflikte nicht scheuen, aber integrierend handeln

Launige Festansprachen halten ist das eine, strittige Themen angehen das andere. Jeder Denkmalschützer, jeder Zeitgeschichtsforscher weiß um die Konfliktrichtigkeit seiner Arbeit. Der Konflikt selbst ist dabei nicht das Problem. Am Konflikt schärft sich das Profil der Heimatpflege. Die Form der Konfliktbewältigung sollte freilich von Sachlichkeit und Kompetenz geprägt sein und die Heimatpflege als Integrationsfaktor der Gesellschaft betonen. Jeder Heimatpfleger muss im Einzelfall entscheiden, ob er als Moderator oder als Antreiber eines Konfliktes handeln muss.

Professioneller werden, aber das Ehrenamt pflegen

Um in den Augen von Politik, Gesellschaft und Medien zukunftsfähig zu bleiben, muss eine stärkere Professionalisierung der Heimatpflege erreicht werden. Das erfordert eine klare Projektplanung mit überprüfbaren Zielen und Zukunftsperspektiven. Verstärkt müssen Stellen für hauptamtliche Kräfte der Heimatpflege geschaffen werden, nicht im Gegensatz, sondern zur Stützung des – weiterhin unabdingbaren – Engagements ehrenamtlicher Kräfte. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter brauchen bessere Vorbereitung, Begleitung und Vernetzung.

Heimatpflegerischen Eros zeigen, aber nicht skurrile, private Steckenpferde im Dienst reiten

Zweifellos wird der Heimatpfleger auf verschiedenen volkskundlichen und historischen Feldern Fachmann sein müssen, um anerkannt zu sein. In erster Linie ist er aber Kulturmacher

und Kulturinspirator, der konsequente Lobbyarbeit, Vernetzungsarbeit und politische Arbeit leistet.

Modernisierung der Strukturen und Erscheinungsformen

Strukturen und Darstellungsformen der Heimatpflege waren immer dem zeitlichen Wandel unterworfen. Kommen sie zu bieder und „verschnarcht“ daher, schaden sie auf Dauer auch der guten Sache, die sich fast immer dahinter versteckt. Ohne billigen Moden nachzulaufen, muss auch Heimatpflege ein angemessenes Erscheinungsbild und moderne Methoden der Öffentlichkeitsarbeit pflegen.

Auch ungewöhnliche Partner finden

Heimatpflege agiert nicht isoliert im luftleeren Raum, sondern im Spannungsfeld verschiedener gesellschaftlicher Institutionen. Natürliche Partner der Heimatpflege sind Museen, kulturgeschichtliche Vereine, Institutionen der Erwachsenenbildung und des Naturschutzes, sowie politische Parteien. Aber auch ungewöhnliche Partner wie Jugendverbände, Künstler-, Architekten- und Schriftstellerverbände, Gewerkschaften und Kirchen sind willkommen. Der Jugend ist ein besonderes Augenmerk zu widmen, nur aus ihren Reihen werden sich Heimatpfleger der Zukunft entwickeln – oder eben nicht! Freilich ist auch kritisches Hinschauen gefragt: Nicht jeder, der Begriffe wie „Heimat“ und „Bewahren“ im Munde führt, ist schon seriöser Partner. Um eine ständige Reflexion darüber, was wir sinnvoller Weise eigentlich pflegen wollen, werden wir auch weiterhin nicht umhinkommen.

FAZIT: RICHTIG VERSTANDENE HEIMATPFLEGE IST HOCHKULTUR

Kulturgeschichte ist vergangene Moderne. Heutige Moderne ist Kulturgeschichte von Morgen. Was ist das Bleibende in dieser ewigen Veränderung? Was lohnt es zu erhalten? Welche Erneuerungen müssen in Gang gebracht werden, um kulturelle Werte zukunftsfähig zu machen? Wie können erhaltende und schöpferische Prozesse sinnvoll ineinander greifen? Welche Rolle kann dabei die Heimatpflege spielen?

Heimatpflege hat immer wieder darauf hinzuweisen, dass alles, was wir tun, auf kulturhistorischem Boden steht. Dass alle Formen des menschlichen Zusammenlebens historisch geprägt und auch nur so zu verstehen sind. Sie hat ein Auge darauf zu werfen, dass diese stillen, aber höchst wirksamen Bezüge nicht überdeckt werden vom lauten und spektakulären Getöse unseres Alltags. Und sie hat mitzulegen, dass auch die nächste Generation die Chance haben kann, ihre kulturhistorische Identität zu entdecken und fortzuentwickeln. So verstanden sind alle Formen von Heimat- und Denkmalpflege nicht artifizielle Steckenpferde Einzelner, sondern unverzichtbarer Ausdruck der Hochkultur einer Gesellschaft.

Steckt hinter dieser These eine hybrische Selbstüberforderung? Der Anspruch, innovative Hochkultur zu leisten, ist in der Tat hoch. Aber er stammt nicht von uns selbst, sondern von Staat und Gesellschaft, expressis verbis ausgedrückt in der schon eingangs erwähnten, gemeinsamen Bekanntmachung von Kultur- und Innenministerium¹³: „Regionale Kultur ist Ausdruck von Gestaltungswillen und Gestaltungskraft in der Bevölkerung. Es ist somit eine bedeutende Aufgabe von Staat und Kommunen, ihren Bürgern einerseits eine kulturelle Grundversorgung zu verschaffen, andererseits die vorhandenen Voraussetzungen für selbstverantwortliches kulturelles Handeln zu fördern und dauerhaft zu sichern. [...] Insbesondere die Heimatpfleger werden gebeten, auch in Zukunft dazu beizutragen, unsere Heimat vor Verlusten zu bewahren und den vorhandenen Werten neue hinzuzufügen“.

|| DR. NORBERT GÖTTLER

Bezirksheimatpfleger von Oberbayern

ANMERKUNGEN

- * Die Erstpublikation dieses Beitrags erschien in: *Schönere Heimat* 2011/1, Bayerischer Landesverein für Heimatpflege, München 2011.
- ¹ Joisten, Karen: *Philosophie der Heimat*. Heimat der Philosophie, Berlin 2003; sowie Seifert, Manfred: *Zwischen Emotion und Kalkül. Heimat als Argument im Prozess der Moderne* Leipzig 2008.
- ² Vgl. auch Gruber, Thomas (Hrsg.): *Ansichtssache Bayern. Annäherung an eine Heimat*, München 2009.
- ³ Schmitt-Roschmann, Verena: *Heimat. Neuentdeckung eines verpönten Gefühls*, Gütersloh 2010.
- ⁴ *Heimatpflege in den Landkreisen, kreisfreien Städten und Großen Kreisstädten*. Gemeinsame Bekanntmachung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus und des Bayerischen Staatsministeriums des Inneren, München 1998, S. 19.
- ⁵ *Zur Geschichte des Heimatbegriffs: Schönere Heimat* 98/2009, Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e.V., S. 3-10.
- ⁶ Schlink, Bernhard: *Heimat als Utopie*, Frankfurt 2000, S. 32.
- ⁷ Gebhart, Gunther: *Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts*. Bielefeld 2007, S. 117.
- ⁸ Zitiert nach Schmitt-Roschmann: *Heimat*, S. 31.
- ⁹ Bollnow, Otto Friedrich: *Heimat heute*, Stuttgart 1984, S. 33.
- ¹⁰ Dazu auch Hirsch, Stefan (Hrsg.): *Heimatbewusstsein unbewusst. Das Bedürfnis nach Heimat und seine Entstehung*, München 2009.
- ¹¹ Ebd., S. 26.
- ¹² Vgl. *Schönere Heimat* 2011/1, S. 8.
- ¹³ Schmitt-Roschmann: *Heimat*.